

Nebrauer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Verleger
Rittwoch und Sonnabend.
Abonnementpreis

Wochenschrift 1,05 M., vierteljährlich 3,15 M., halbjährlich 5,25 M., jährlich 10,50 M., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 M.

Gratisbeilagen:

Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierspeziell eine landwirtschaftliche Beilage.

Abonnementpreis

Die die 1. Ausgabe Sonntagsblatt oder deren Nummer 10 M., Abkassen pro Jahr 15 M.

Zufolge

werden die Dienstag- und Freitag 10 M. angenommen.

Antifisches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. N.

Nr. 1.

Nebra, Sonnabend, 3. Januar 1903.

16. Jahrgang.

Marokko.

Aus der Nordwestküste Afrikas lauten die Meldungen sehr ernst. Der Sultan Abdul Afis hat Ursache, um Thron und Leben besorgt zu sein. Jede Schuld rächt sich am Thron. Abdul Afis selbst ist ein Thronruher, indem er mit Hilfe des Großwesirs beim Tode seines Vaters seinen eigentümlich erbrederechtigten älteren Bruder einsetzten ließ und sich selbst zum Sultan machte. Der gelangene Bruder, über den sichere Nachrichten fehlen, soll vergiftet worden sein.

Jetzt ächtet Abdul Afis selbst für sein Leben. Seine Truppen sind von ausländischen Stämmen zweimal aus Haupt geschlagen worden, haben sich teilweise zerstreut, zu einem anderen Teil lagert den Insurgenten angeschlossen, und der Abkömmling des Propheten hat sich gewonnen gesehen, hinter die Mauern seiner Hauptstadt Fes zu flüchten und seinen dortigen Palast als letzte Zufluchtsstätte in Verteidigungsaufstand zu verlegen.

Die Macht der Herrscher von Marokko ist unbeschränkt, soweit der Arm reicht, soweit ihre Soldaten ihnen gehorchen, soweit und solange die janaische Bevölkerung in ihrer Person den besten Schützer des reinen Islams erblickt.

Nun haben seit fast einem Jahrhundert die Beziehungen die Sultane von Marokko genötigt, mit den Fremden, den Christen, den Ungläubigen zu halten. Wie sein Vater hat Abdul Afis die Götzen wohl einzufügen gewußt, die für dieses Verhalten dem Auslande gegenüber

Politische Rundschau.

Die Exekution gegen Venezuela.

* Präsident Castro von Venezuela scheint endlich vom stolzen hohen Maß herabzukommen und den berechtigten Forderungen Deutschlands und der anderen Mächte gegenüber sich nachgiebiger zu zeigen. Er hat auf die Mißgabe seiner „Flotte“ verzichtet und ist im Hinblick auf die von den Holländern einmündigen für die Tilgung aller Forderungen ein. Diese Nachgiebigkeit dürfte das Resultat der bedenklichen Fortschritte der Rebellen und einer Hungersnot in La Guayra sein. Die letztere veranlaßte eine Landung britischer Truppen.

Deutschland.

* Der Kaiser hat an den Vorstehenden des Reichskriegsministeriums ein Telegramm geschickt, in dem er seiner lebhaften Freude über den Einheitslauf des ersten auf einer deutschen Werrt erkanteten Kesselbampfers Ausdruck gibt. Er führte an das neue deutschlantische Kessel die Hoffnung, daß es dazu beitragen werde, die guten Beziehungen zwischen Deutschland und den West Staaten immer mehr zu festigen.

* Nach dem am Montag erfolgten Abnahme des letzten Verbandes beim Kronprinzgen Friedrich von Sachsen zeigte sich, daß der Interferenzkampf in besser Stellung ohne jede Verletzung und Verletzung geschickelt ist. Die Nachbehandlung welche hauptsächlich in warmen Wärdern, Massage und passenden Bewegungen bestehen wird, läßt die volle Wiederherstellung des verlorenen Weines in einigen Wochen mit aller Bestimmtheit erwarten.

* Der Herr von Soltau-Johanna

dessen Verzicht auf die Stellung und den Rang des Erbprinzen angenommen und demselben die erbliche Erlaubnis, den bürgerlichen Namen Leopold Wölfling zu führen, erteilt. Gleichfalls ist die Streichung des Erbprinzens aus der Liste der Ritter des Goldenen Vließes und dessen Entlassung aus dem Armeekorps angeordnet. Bezüglich seiner vermögensrechtlichen Ansprüche ist Leopold Wölfling nunmehr auf den Zivilrechtsweg angewiesen. Seine Erbansprüche nach Johann Orth haben keine Bedeutung, da Johann Orth Testament noch unerschlossen im kaiserlichen Archiv liegt und in absehbarer Zeit auch nicht eröffnet werden wird. Aus Genf wird übrigens

Georgenshaft geraten sein. Rapiär von der Maaten ist der Blidische, dem dieser Streich gelungen, wodurch Holland einen großen Schritt in der Eroberung Afrikas vorwärts gekommen ist. Eine zweite Meldung vom 2. Dezember bestätigt den Tod des Präzidenten Sultans. Er soll bei Ponte Natta gefallen sein.

Balkanstaaten.

* Zur Balkanreise des Grafen Lambsdorff ist auch bezüglich des Aufenthalts des lebenden russischen Staatsmannes in Sofia dieselbe Zurückhaltung in politischer Beziehung zu konstatieren, wie es bereits am letzten Orte der Fall war. Offiziell werden nur ganz kurze Berichte über die einzelnen Daten der Reise veröffentlicht. Die bulgarischen „Patrioten“, die am liebsten mit russischer Hilfe den Krieg nach Macedonien hineintragen möchten, werden von dem Ausbleiben des Grafen Lambsdorff zweifellos noch weniger erdaut sein, als J. B. von den Medien des berühmten Ignatiew bei der Eschparter.

Afrika.

* Die Lage des Sultans von Marokko hat sich nach der unglücklichen Schlacht bei Fes, wo sein Heer fast gänzlich aufgerieben wurde, sehr ungünstig gestaltet. Ein Bericht erzählt der Times, der zu Werke die erste Nachricht von der Niederlage nach Tanger brachte, wobei seinem Blatt: Die Stadt Fes in seinen Händen, des völligen Mangels an Vorräten und des hohen fälligen Zustandes ihrer Mauern für die als einzige Lage nicht zu halten. Derselbe Bericht der Stadt wird nur so lange im Lager des Sultans liegen, bis er erträgt, den 3. Januar, Lagerung von mehreren Tagen benötigte. Nur die Stadt Fes ist in Marokko. Hier, als



Graf v. Soltau, bisheriger General-Intendant der Königl. Theater in Berlin.

Hierzu Sonntagsblatt.



So geht's.

Die war mein Herz so Millerfeut,
Als ich im Hof den Samen
Für Fink und Weisse hingelcent!
Doch hat die Guttal mich gerent!
Die bösen Späßen kamen:

„Wir sind die Herren hier
am Ort!“ —
Sie bissen Fink und Weisse fort
Und dankten, als das Mahl vorbei,
Wie durch ihr freches Hohnschrei.

Londoner Kriminal-Erzählungen.

Von Glendinning Curly.

In meinen Freunden zählt ein alter Geheimpolizist, der 30 Jahre lang in London seine Anstellung hatte, und es mögen nur wenige seiner Kollegen mit der Erforschung gleich schwieriger Fälle betraut worden sein, wie er.

Er fasste die Untersuchung meist anders an, als seine Kollegen und namentlich anders, als das große Publikum, welches sich leicht in seinem Urteil täuscht. Oft sah ich mit ihm am trübenden Nachmittag und suchte ihnen im höchsten Grade wackeren Ausfüh-

führungen. Vielleicht interessieren sie meine Leser ebenso sehr, wie mich, wenn sie bei der Lektüre auch nicht in die klugen Augen meines Freundes zu sehen vermögen.

I.

Fein gesponnen.

„Ich weiß nicht, ob Ihnen noch der Fall Kershaw in der Erinnerung ist? — Also, ich will versuchen, Ihnen denselben aufzuklären. Er ist für viele doch ein Geheimnis geblieben.“

„Es war am 12. Dezember vorigen Jahres,“ begann mein Freund, sich räuspierend und während dieser kurzen Pause offenbar seine Gedanken auf den „Fall“ konzentrierend, „als eine ärmlich gekleidete Frau, der man aber bessere Tage ansehen konnte, sich im Polizeigebäude einstellte und dort die Erklärung abgab, daß ihr Mann, William Kershaw, ohne Gewerbe, seit zwei Tagen verschwunden sei. Sie war begleitet von einem Freunde, einem behäbigen Deutschen, und das, was beide vorbrachten, alarmierte die ganze Beamtenschaft der Defektivabteilung. Man stellte folgendes fest:

Am 10. Dezember war Karl Müller, der eben erwähnte Deutsche, um 3 Uhr nachmittags zu William

Kershaw gekommen, um diesen an die Rückzahlung eines Darlehens von 200 Mark zu erinnern, welches Kershaw ihm schuldete. Als er in der ärmlichen Wohnung des Ehepaars ankam, fand er beide in höchster Aufregung, die Frau sogar in Thränen. Anstatt etwas vom Zurückzahlen der Schuld zu sagen, nahm Kershaw ihn bei Seite und forderte ein weiteres Darlehn von 40 Mark von ihm,

weil er ein Vermögen verliere könne, und wer ihn aus seiner augenblicklichen fatalen Lage herausreißte, der solle teilhaben an dem Reichtume.

Als aber der Deutsche sich nicht erweichen ließ, entschloß sich Kershaw, ihn mit seinem Geheimnis bekannt zu machen und erzählte ihm dann folgende mysteriöse Geschichte.

Vor ungefähr 40 Jahren hatte Kershaw — damals ein zwanzigjähriger Student der Medizin — einen Freund namens Barter und wohnte mit diesem und einem anderen jungen Manne zusammen.

Letzterer brachte eines Abends eine sehr große Summe Geldes mit nach Hause, welche er — nach seiner Angabe — nachmittags durch Wetten auf einem Pferderennen gewonnen hatte.

Am anderen Tage fand man ihn ermordet im Bette. Barter war verschwunden.

Ein Unempfindlicher.



Zu seinem Glück konnte Kershaw sein Alibi so zweifellos nachweisen, daß auf ihn auch nicht der Schatten eines Verdachtes fiel; er hatte nämlich den Nachtdienst im Gefängnis-Hospital gehabt, aus welchem man nachts überhaupt nicht heraus konnte.

Barter war und blieb verschwunden; das heißt für die Polizei. Dem unermüdlischen Nachspüren Kershaws aber gelang es, seine Spur ausspürend zu machen. Sie führte



Nun wurde der Droschkentritscher vorgerufen und gab folgendes zu Protokoll:

„Die Zeitangaben des Gepäuträgers James Budland kann ich alle als richtig bestätigen. Der Herr hatte mir gesagt, ich solle warten, da er noch mit einem Freunde sprechen müsse. Ich wartete also, es dauerte aber so lange, bis er wiederkam, daß ich auf meinem Bode einschlief. Plötzlich stieß mich jemand mit einem Schirm in die Seite, es war mein Fahrgast. Er befahl mir sofort nach dem Hotel „Cecil“ zu fahren. Die Bahnuhr zeigte genau ein Viertel vor neun Uhr. Giltig fuhr ich nach dem Hotel, in dessen Innerem der Fremde verschwand, während Hotelbedienstete die Koffer abladen und mich bezahlten.“

Nachdem nunmehr auch diese Hotelangestellten noch vernommen waren und die Aussagen des Aufsehers bestätigt hatten, war das Zeugenverhör beendet. Der Richter machte eine kleine Pause und flüsterte dem Gerichtsschreiber etwas zu, aus dem hervorging, daß er von der Schuld Smethhursts fest überzeugt sei, daß es aber noch Schwierigkeiten machen werde, ihn völlig zu überführen. Dann wurde Smethhurst selbst vorgeführt.

Er erschien in Begleitung des Rechtsanwaltes Arthur Inglewood, des berühmten Advokaten, den wir in London haben.

Smethhurst war ein schlank gewachsener Mann, elegant gekleidet, völlig glatt rasiert und prägte sich einem sofort dadurch in das Gedächtnis ein, daß er auch nicht die Spur von Augenbrauen hatte, auch diese schienen abrasiert zu sein. — Nach einer Verbeugung vor dem Richter nahm er auf einem Stuhle Platz. Der Richter machte ihn mit der gegen ihn erhobenen Anklage bekannt und frug ihn, was er darauf zu erwidern habe.

Da erhob sich der Advokat und sagte in einem gewichtigen Tone — es war etwas Schaulustiger an ihm —: „Betreffs des behaupteten Mordes an William Kershaw, welcher am Mittwoch, den 10. Dezember, zwischen 6 Uhr 15 und 8 Uhr 45 abends stattgefunden haben soll, beantrage ich zunächst zwei Zeugen zu vernehmen, welche zur Draußen warten und ausagen werden, daß „Den Junfer Ermordete noch am 16. Dezember, also sechs sein Schaf dem Morde, am Leben war und von ihm getötet wurde.“ Und der Advokat setzte sich.

Der Richter sprang auf, als sei eine Bombe in das Zimmer eingeschlagen.

„Wo sind diese Zeugen?“ frug er mit dem Ausdrucke nervösen Erstaunens.

Sie wurden hereingerufen und vorgestellt als Eduardo Torriani, ein Restaurateur, welcher in der Commercial-road ein Restaurant betrieb, und dessen Kellner. Sie erklärten übereinstimmend, am 10. Dezember, etwa gegen einhalb fünf Uhr sei ein schäbig gekleideter Mensch in das Restaurant gekommen und habe sich eine Tasse Thee geben lassen.“

„Er war ungeheuer aufgeräumt,“ erklärte der Kellner, „erzählte allerlei Zeug, unter anderem auch, daß er

William Kershaw heiße, daß bald ganz London von ihm erzählen werde, daß er einen Millionär aus Rußland erwarde, der sein Vermögen mit ihm teilen wolle und allerlei Unsinn mehr. Nachdem er sich entfernt hatte, entdeckte ich, daß er seinen Regenschirm habe stehen lassen und gab diesen, wie es in dem Restaurant Sitte war, am Buffet ab. Beinahe eine Woche später, am 16. Dezember, gegen ein Uhr nachmittags, kam dann derselbe Mann wieder in unser Restaurant und frug nach seinem Schirm, den er hier müsse stehen gelassen haben.“

Auf eine Zwischenfrage des Richters gab dann der Kellner eine Beschreibung dieses Mannes, welche genau auf Kershaw paßte.

„Er schien aber ein sehr bergeßlicher Mensch zu sein,“ fuhr der Kellner fort, „denn diesmal ließ er ein Taschenbuch liegen, welches verschiedene Briefe und Rechnungen enthielt, die alle an William Kershaw adressiert waren.“

Damit hatte die Anklage einen schweren Schlag erhalten, man sah sie wanken wie ein Kartenhaus, dem der Einsturz droht. Aber es blieb noch aufzuklären, wo Smethhurst in den zweieinhalb Stunden geblieben war, während deren er den Droschkentritscher hatte warten lassen.

Smethhurst erhob sich und gab in einem Accent, der nicht ganz englisch war, die Erklärung ab, daß alles, was Kershaw von ihm erzählt habe, erlogen sei. Er sei niemals früher in London gewesen, habe nie Barker geheißt und sei auch niemals in eine Moraffäre verwickelt gewesen.

„Aber Sie kannten ihn doch,“ unterbrach ihn der Richter, „Sie haben ihm doch mehrmals geschrieben.“

„Pardon, mein Herr,“ gab Smethhurst ruhig zur Antwort, „so viel ich weiß, habe ich nie jemanden gesehen, der Kershaw hieß, und ich kann auf alle Fälle einen Eid darauf leisten, daß ich ihm niemals geschrieben habe.“

„Niemals geschrieben haben?“ frug der Richter in warnendem Tone. „Das ist eine starke Behauptung, da Ihre Briefe uns hier vorliegen. Wollen Sie sich überzeugen?“

„Diese Briefe betreffen mich in keinem Ansehung,“ von mir,“ gab der Angeklagte zurück.

„Was wir leicht beweisen können,“ ergänzte der Advokat und händigte dem Richter ein ganzes Paket Briefe von der Hand seines Klienten ein, „außerdem bitte ich, den Beschuldigten sofort hier eine Schreibprobe vornehmen zu lassen.“

Man konnte sofort leicht feststellen, daß auch nicht die geringste Ähnlichkeit zwischen den beiden Handschriften bestand. — „Ja, wer war denn der Herr, den Kershaw im Wartesaal der Fenchurchstation traf?“

„Das war ich, Herr Richter,“ gab Smethhurst umbejungen zur Antwort. Ich kam in der Nacht eines Freundes in der Themse an, indes trafen wir hier einen solchen Nebel, daß mein Freund noch in derselben Nacht wieder in See ging und nach Madeira fuhr, während ich an Land stieg und nach London reiste. (Fortsetzung folgt.)

Kinderseelen.

Nach dem Italienischen von Francesca Lafranchini.

Auf einer Anhöhe, die halbkreisförmig mit einem grünen Saum das Thal umschloß, stand am Rande eines Lärchenwaldes eine Hütte. Ein spärlicher Lichtschein kam aufplackernd und wieder verschwindend aus ihrem kleinen Fensterchen. Kinderstimmen waren drinnen zu hören, denen man anmerkte, daß Kummer und Not ihnen bereits die fröhliche Frische genommen hatte.

In dem einzigen Wohnraum der Hütte kämpfte eine Mutter den Todeskampf; trotzdem leuchtete aus dem wachsblassen Gesicht noch der ersterbende Strahl ihrer Augen auf. Die schon erstarrten Lippen versuchten noch zu lächeln, und mit einer letzten Liebfojung legte sie ihre Hand auf das braune Köpfchen eines kleinen Mädchens. — Ein vierjähriger Knabe saß auf dem Totenbette selbst.

Sein Gesichtchen war so blaß, sein Aussehen so ernst, die zarte Stirn so traurig, daß man hätte meinen können, er begriffe das schmerzliche Rätsel dieser Stunde, er löse es in seiner tiefsten Seele und betründe dessen Tragweite und Bedeutung.

Und vielleicht ging ihm in Wahrheit etwas davon auf; denn diejenigen, denen die Natur das köstlichste Gut, den Sinn des Lebens verjagt, werden von Gott mit einem so feinen innerlichen Ahnungsvermögen bedacht, daß vieles Dunkle, Verschleierte sich ihnen offenbart und in hellerem Lichte zeigt.

Das Kind war blind geboren. Aus seinen toten Augen glänzte nicht der helle kleine Spiegel der Pupille, die sich erweitert und zusammenzieht, die sich verdüstert

und Funken sprüht, die die Herrlichkeit des Himmels wiedergiebt und unsere verborgenen Vorstellungen zurückstrahlt.

„Meine armen Kinder,“ murmelte die Frau, „ich muß euch fast allein auf dieser weiten Welt zurücklassen. Aber die armen Waisen haben einen guten Vater im Himmel, und wenn ich fortgehe, kommt er in unser armes Haus und nimmt euch in seine Arme.“

„Du gehst fort, Mama? und wo denn hin?“ fragte das kleine, sechsjährige Mädchen. „Die Nacht ist so dunkel; man hört in der Ferne das Heulen der Wölfe. Es ist nicht gut für uns, zu dieser Stunde fortzugehen.“

„Liebe Lucia, nur ich, ich allein muß fortgehen, und dorthin, wo ich hingeh, könnt ihr mich jetzt nicht begleiten.“

„Warum nicht? Ach, Daniele und ich wollen nicht allein bleiben, du bist unser Mütterchen, und wo Mütterchen hingeh, gehen doch immer ihre Kinder mit?“

Die Büge der Sterbenden krampften sich zusammen

„O Mama, — wer wird uns denn dann abends zu Bett bringen? Wer uns beten lassen? Wer wird uns am Morgen wecken?“

„Ich lasse euch in Gottes Hand zurück,“ erwiderte schlicht die Kranke; dann fuhr sie fort: „Seid nicht traurig, meine Lieben, ich gehe wohl in jene Grube, aber wißt ihr warum? Weil diese Grube die Himmelsthür ist, durch die man ins Paradies kommt.“

„Im Paradiese sind die Engel, nicht wahr?“ sagte das kleine Mädchen.

„Ja, Lucia, die Engel, euer Brüderchen, das gestorben ist, mein Vater, meine arme Mutter. . . Jetzt gehe ich zu ihnen.“

„Mutter Mutter!“ rief Daniele in plötzlicher Aufwallung, „wir wollen auch dahin gehen. Lucia kennt den Weg. Wir werden an die Thür klopfen, dich ganz laut rufen, und dann wirst du uns aufmachen.“

Die Frau machte eine Anstrengung, um den kleinen



Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein,
verm. Geheimratin von Esmarck.



Geheimrat Friedrich von Esmarck,
geb. 9. Januar 1828.

(Text siehe Seite 6.)

vor innerer Erregung. Nach einer Weile erwiderte sie mit immer matter werdender Stimme:

„Morgen, Lucia, wenn der Vater nach Hause kommt, grüß' ihn von mir. . .“ Und mehr zu sich selbst fügte sie hinzu: „Der Arme denkt gewiß nicht, daß diese Krankheit, die ihm ein Kinderspiel zu sein schien, mich schon ins Grab bringt. . . Lieber Gott, so sterben zu müssen, allein mit diesen Unschuldigen. . . und keiner da, der hinter zu den Verwandten, zum Pfarrer gehen könnte, um sie zu benachrichtigen. . . Das ist das Ende; ich muß fort. Heilige Jungfrau, gute Mutter der Waisen, dir befehle ich meine Kinder.“

„Mama,“ fragte plötzlich Daniele, „wilst du vielleicht auf den Kirchhof gehen, in die tiefen Gruben, wo man, wie du uns erzählt hast, die Toten begräbt, die niemals wiederkommen?“

Die Frau sah ihn mit einem Auge an, aus dem mit einem letzten Rächeln eine letzte Thräne quoll.

„Ach, du Armer,“ flüsterte sie, „der du nicht einmal das Augenlicht hast, was wird aus dir werden, ohne die Mutter? Ja, mein lieber Daniele, ich gehe in eine dieser tiefen Gruben, und ich werde nicht zu euch, meine Kinder, zurückkommen.“

Kindern an sich zu ziehen; er merkte es mit seinem Empfindungsvermögen, schob sich näher an sie heran, lehnte sehnsüchtig das Köpfchen an ihre Schultern, blieb ganz still liegen und schlief bald ein. Lucia, die nahe am Bett saß, beugte auch ihren Kopf auf den Strohsack nieder, und bald erfüllte das ruhige Atmen beider Kinder mit seinem regelmäßigen Auf und Ab das trostlose Zimmer, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das mühsame Rächeln der Kranken.

So verging eine lange Zeit; aus Mangel an Öl war die Flamme am Verlöschchen, und mit wiederholtem Aufzuden begleitete sie jenes andere zuckende Flämmchen, das Leben eines Menschen, das um seine letzten Augenblicke kämpfte.

Durch die Nacht draußen hallten Schritte auf dem Wege wieder; gleich darauf öffnete jemand die Thür, stieg die holperigen Stufen heraus und erschien auf der Schwelle — der Vater war's, der heimkehrte. Er arbeitete als Köhler in einem nahen kleinen Gebirgsthal; vielleicht war ihm, als er an dem Holzstoß Wache hielt, den das verborgene glimmende Feuer verzehrte, der Gedanke an sein Haus gekommen und mit dem Gedanken ein ahnendes Vorgefühl dessen, was dort vorging. Die Sterbende hob



Ein karpes Wajl. Nach einem Originalgemälde von Oskar Seidel.

ein wenig die Lider und lächelte ihm entgegen. Unsicher, zitternd, leichenbläß sah er sie mit verstörtem Blick schweigend an; endlich sagte er: „Was ist dir?“

Die Antwort ließ einen Augenblick auf sich warten. Der Tod sah ihr schon im Herzen und war im Begriff, davon Besitz zu nehmen. Trotzdem lächelten die Lippen noch, denen einst so viel zärtliche Worte entfloßen waren.

„Du siehst,“ sagte sie dann, „was mir ist. Ich lege dir die Kinder ans Herz . . . gieb ihnen keine zweite Mutter — denke daran. Sie schlafen — und ich sterbe.“ Der Mann fiel auf die Kniee, unfähig, zu weinen, der Schlag hatte ihn betäubt. Sie bewegte noch ein wenig die Rippen, immer mit denselben liebevollen Lächeln; dann schloß sie, wie ermüdet, die Lider und entschlief mit dem Kinde auf ihrem Herzen.

Noch war kein Jahr vergangen, und die Hütte am Waldesrand bot ein ganz anderes Bild dar. Man hörte leitere Laute, vergnügte Stimmen, übermütiges Lachen; Hochzeit war's; der Köhler gab seinen Kindern eine zweite Mutter.

Ein eifriger Wind segte aus den Schluchten des Gebirges herunter, und wenn sein Heulen verstummte, fühlte man in der fast weichen Luft den kommenden Schnee.

Daniele und Lucia, die niemand beachtete, saßen auf den Steinen des Herdes.

„Warum ist der Vater so vergnügt?“ fragte der Junge. „Ist vielleicht die Mama zurückgekommen?“

„Ach nein, du weißt ja, man hat sie auf den Kirchhof gebracht; von da ist sie wohl ins Paradies heraufgestiegen, wo die Engel und der liebe Gott und die Madonna sind, und wo man goldiges Brot isst . . .“

„Goldiges Brot? Das muß gut schmecken.“

„Es ist auch sehr gut. Und jetzt heiratet der Vater eine Frau aus dem Dorf und sagt, sie sei unsere Mutter.“

„Aber das ist doch nicht wahr, Lucia, nicht? Die liebe Mama hätte mich auf ihre Kniee genommen . . . und dann kenne ich auch ihre Stimme. Ich erinnere mich noch immer an sie, und in der Nacht, wenn ich schlaflos bin, rief ich sie an.“

„Ich habe sie auch gehört, Daniele. Warum hat sie uns nur gerufen?“

„Vielleicht,“ — sagte der Kleine nachdenklich, — „vielleicht will sie, daß wir dahin gehen, wo sie ist, — ins Paradies?“

Lucia überlegte lange. „Ja, ja,“ antwortete sie dann, „ich glaube, du hast recht. Aber wie sollen wir's machen? Erst müssen wir auf den Kirchhof gehen; und es ist finster und kalt, und dann können die Wölfe aus dem Walde herauskommen und uns auffressen.“

„Hab' keine Angst, Lucia. Wir geben uns die Hände, dann thun sie uns nichts. Wenn wir auf den Kirchhof kommen, rufe ich laut: „Mama, Mama!“ und dann kommt sie, um uns aufzumachen, und führt uns ins Paradies. Komm, wir gehen gleich.“

Sie standen auf, gaben sich die Hände und gingen ganz leise aus dem Hause; kein einziger aus der vergnügten Gesellschaft bemerkte im Weirausch ihr Verschwinden.

Die ersten vereinzelt Schneeflocken tanzten in der Luft; die Nacht war klar, fast leuchtend. Im großen Schweigen hörte man weder ein Rauschen der Zweige, noch Laute der Vögel.

„Es ist nicht sehr kalt,“ sagte der Knabe, „und auch die Wölfe heulen nicht. Vielleicht sind sie schlafen gegangen.“

„Und so hell ist's, fast wie am Tage.“

„Das weiß ich nicht, wie ist's am hellen Tage?“

„Es ist etwas ganz Weißes, das vom Himmel kommt, und dann kann man alles sehen.“

„Glaubst du, daß der liebe Gott mir im Paradies Augen geben wird?“

„O, gewiß glaub' ich's; denn ohne Augen könntest du ja die Engel nicht sehen.“

Sie wanderten weiter, von der Höhe hinunter ins Dorf. Lucia achtete auf den Weg und schauerte manchmal zusammen, wenn bei einem heftigeren Windstoß auf den Bergen die alten, schon mit Schnee bedeckten Kastanien ihre großen Äste schüttelten, die im durchsichtigen Dämmerlicht den langen, knöchigen Armen irgend eines großen Niesen glichen. Auch Daniele schauerte von Zeit zu Zeit, aber nur infolge der Kälte, die ihm in den Gliedern lag; denn Schrecken konnte seine Seele nur durch das Gehör erreichen, und die Nacht hätte vergeblich um ihn her den absonderlichsten Spuk heraufbeschworen.

Der Kirchhof lag unmittelbar am Dorf; an der Kirche angelangt, erreichte man ihn auf einer fast geraden, von alten Nußbäumen eingefassten Straße.

„Hier ist das Gitter,“ sagte Lucia, „aber . . . mir scheint . . . da ist jemand . . .“

„Vielleicht ist's Mama,“ sagte der Knabe, „sieh mal genauer hin.“

„Nein, jetzt seh' ich's genau, es ist ein Baum . . . Mir ist so kalt, Daniele.“

„Mir auch. Die Zähne klappern mir. Glaubst du, daß es im Paradies auch kalt sein wird?“

„Ich weiß nicht. Aber ich glaube, die Sonne wird dort scheinen, denn die Sonne ist doch auch oben am Himmel.“ Bei diesen Worten erreichten sie das Gitter, das alt war und vom Rost halb zerfressen. Vor ihnen waren die Kreuze alle weiß, und die Myrthensträucher und Rosenbüsche schmückten sich mit eigenartigen weißen Blättern und Blumen.

Die Toten lagen in tiefer Ruhe, und wenn auch der Schnee sich auf ihren Ruhestätten häufte, die Erde war trocken und nicht windig.

Daniele sahte das Gitter mit seinen Händen und rief in das große Schweigen:

„Mama, Mama!“

Und auch das Mädchen rief: „Mama, Mama!“ Ihre Stimmen klangen so vertrauensselig, so herzerweichend, daß auch die unerbittliche und stumme Gruft sich hätte erweichen lassen müssen, zu antworten.

„Wir setzen uns hier auf die Stufe und warten auf sie,“ sagte Lucia, — „vielleicht ist es weit, und sie kann nicht so schnell kommen.“

Inzwischen hatte dort in der Hütte am Waldesrand der Vater, trotz der Heiterkeit der Götter, das Fehlen der Kinder bemerkt. Das übermütige Lachen verstummte schnell, und man begann mit bangen Sorge im Hause, draußen, zwischen den Bäumen des Waldes und schließlich im Dorfe nach den Vermißten zu suchen. Aber der Schnee hatte die Eindrücke der kleinen, flüchtigen Füße zugedeckt, und nirgends war eine Spur, ein Anhalt zu finden.

Erst beim Morgengrauen erblickte ein altes Mütterchen, das zufällig über den Kirchhof ging, nahe dem Gitter, unter einem mächtigen Haufen Schnee die beiden Kinder; sie hatten ein der Engel würdiges Grab gefunden.

Friedlich ruhten sie und lächelten und schienen nur darauf zu warten, in die tiefe Grube gelegt zu werden, denn ihre beglückten, heiteren Seelen waren schon der Mutter ins Paradies gefolgt.

Bildertext.

Friedrich von Esmarch. (Siehe die zwei Porträts S. 4.)
Am 9. Januar begibt der berühmte Chirurg Professor Dr. Friedrich von Esmarch, Erzellenz, in Kiel seinen achtzigsten Geburtstag. Der Jubilar ist einer der markantesten und bedeutendsten Vertreter der modernen Chirurgie, welche er besonders bezüglich der ersten Hüfte in Krieg und Frieden in hervorragender Weise förderte. von Esmarch danken wir die unschätzbare Ausbildung und Schaffung des Samariterwesens. —

Vermählt ist Geheimrat von Esmarch mit Henriette Prinzessin von Schleswig-Holstein, einer Tante unserer Kaiserin. Dem verdienstvollen Forscher und Lehrer soll anlässlich seines achtzigsten Geburtstages von seinen zahlreichen Verehrern, Freunden, Kollegen und Schülern in seiner Vaterstadt Lüning (Schleswig-Holstein) ein Denkmal errichtet werden. An der Spitze des zahlreichen Komitès stehen Ihre Königl. Hoheiten Prinz Heinrich von Preußen, Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern und Herzog Karl Theodor in Bayern.

Wenn jemand beschreiben bleibt, nicht beim Tode, sondern beim Tadel, dann ist er's.

Der Mutige kann, was er will.

Fürs Haus.

Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.

Dem Kräftigen gehört die Welt.

Wolfsabenfeuer.

Rumpen, dein Zahn ist blutig, hast geparkt, Und unferens verredt vor Hunger fast.

„Grimm ist der Frost, die Heide wüßt und leer, Des Sturmes Kenner segt darüber her.

„Ningsum nicht eine Spur von Mann und Maus — So laß doch hören, wo du hieltest Schmaus?“

Mit solchen Fragen um den Wolf sich schart Die laubre Sippschaft, kaum sie ihn gewahrt.

Der Sotte zögert mit der Antwort nicht, Erteilt den Fragern folgenden Bericht:

„In jenem Weiler, fern am Horizont, Mit seinem jungen Weib ein Schäfer wohnt;

„Und hinterm Weiler steht ein mächt'ger Stall, Drauß tönet Schafgebläß und Glockenschall.

„Dahin in nächstlicher Stunde schlich Ein seltsam Paar: ein junger Herr und ich.

„Nach Minne wässerte des Junters Mund, Mich kitzelte nach Hammelfleisch der Schlund.

„Den Junker sah ich just vorüberziehn — Kein Schaf bekam ich, und so fraß ich — ihn.“

Petöfi.

Im Tisch.

Das Mittagessen ist bereit stets pünktlich zur bestimmten Zeit!
Kartoffelgemüse. Für 6 Personen rechnet man 2 Pfund Rindfleisch. Dies wird in Scheiben geschnitten, geklopft und mit Pfeffer, Salz und geriebenen Zwiebeln bestrichen. Dann schält man soviel Kartoffeln als nötig, kuzt das nötige Grün, als Kohlrabi, Lauch, Petersilienwurzel, Kraut, Wirsing, Mohrrüben sauber ab und legt dies auf den Boden eines ziemlich großen Topfes. Darauf kommt eine Lage Fleisch, eine Lage Kartoffeln und so fort, bis der Topf ungefähr dreiviertel voll ist. Dann gießt man so viel Wasser darauf, daß es handbreit darüber steht, thut das fehlende Salz, sowie 2-3 kleine, geriebene Zwiebeln daran, und läßt dies 2-3 Stunden langsam kochen. Man kann auch halb Rind- halb Hammelfleisch dazu verwenden.
Nehrücken gebraten. Ein mürbes Rückenstück wird sorgsam säubert und gespickt, mit feinem Salz bestreut und, mit dem Fleisch nach oben, in eine lange, schmale Pfanne gelegt, in der man 250 bis 300 Gramm Butter kochend heiß gemacht hat. Mit dieser kochenden Butter begießt man sofort den Braten über und über und fährt während der ganzen Bratzeit fort, ihn fleißig zu begießen; sollte die Oberseite zu hart sein, so deckt man einen mit Butter bestrichenen Papierbogen über das Fleisch, den man abnimmt, sobald dasselbe gar ist, was nach Verlauf von ¼ bis 1 Stunde der Fall sein dürfte. Von Zeit zu Zeit schüttet man einige Eßlöffel heißes Wasser unter den Braten,

auch kann man in der letzten Viertelstunde etwas sauren, fetten Rahm zum Begießen des Bratens verwenden.

Apfelpommes nach Ministerart. Nachdem man gute, saftige Äpfel geschält, vom Kernhaus befreit und in dünne Scheiben geschnitten hat, kocht man sie mit Wasser, Wein, Zucker und Zitronensaft ganz weich, läßt den Saft völlig eintochen und füllt das Kompot recht dicht in eine beliebige, am besten thenerne Form, z. B. eine Melonenform, läßt es an einem kühlen Ort darin erkalten und füllt die Form dann auf eine Schüssel um. Inzwischen hat man ein wenig Weisklein mit Zucker und Zitronenschale dicklich gekocht, gießt dies über das Kompot und bestreut letzteres mit dünnen Mandelstreifen.

Probatum est!

Die Gläser und Knöpfe an Fenster und Thür, Die wollen stets glänzen, drum Sorge dafür!

Ein sicheres Rostlösmittel. Man läßt ein Pfund Speck aus und setzt diesem etwa 15 Gramm Kampfer zu, darauf schöpft man den auf dem Fette schwimmenden Schaum ab und fügt etwas Graphit zu, um der Mischung eine stählerne Farbe zu verleihen. Mit diesem Mittel bestreicht man die stählernen Werkzeuge, die jedoch vorher sorgfältig gereinigt werden müssen und läßt dieselben dann 24 Stunden liegen, worauf man sie mit einem weichen Lappen wieder abwischt. Die so behandelten Instrumente halten sich mehrere Monate hindurch ohne jeden Rostansatz.

Bergische Eisenbeinwaren, welche gebleicht werden sollen, werden zuerst mit Weingeist entfettet, und sodann in Wasserstoffsuperoxyd getaucht oder damit befeuchtet. — In Ermangelung obigen Bleichstoffes kann man Eisenbeinwaren einige Tage in eine Lösung von einem Teile frischem Chloralkali auf vier Teile Wasser legen oder unter abwechselnder Befuchung mit Wasser unter einer Glasplatte den Sonnenstrahlen aussetzen.

Wie beilegt man Wasserflecke von einer polierten Platte? Man bestreut die Stelle mit Kochsalz, tröpfelt auf dieses Wasser und trocknet nach einer Weile die Platte sauber mit einem Tuche wieder ab. Durch Reiben mit einem guten, weichen Kort stellt sich der Glanz bald wieder ein.

Billiger, haltbarer Anstrich für Wände. Kalk wird mit einer Lösung von Salz in Wasser gelöst und dann entsprechend mit abgerahmter Milch verdünnt. Dieser Anstrich ist auch ein vorzügliches Mittel

zur Erhaltung von Holz an landwirtschaftlichen Geräten. Oder noch einfacher: man löst den Kalk in der gewöhnlichen Weise mit Wasser und setzt dann unter Umrühren eine Quantität fein geriebenen Käsequarl zu.

Petroleu Flecken aus Marmor zu tilgen. Eine Mischung, bestehend aus 2 Teilen Soda, einem Teil geschlammtem Bimsstein und einem Teil feingepulvertem Kalk, entfernt leicht Petroleumflecken aus Marmorplatten. Die beschmutzte Stelle wird einige Minuten mit der Pulvermischung bedeckt und dann, nachdem diese entfernt, mit Seife und Wasser gereinigt.

Goldene Ketten zu reinigen. Man thue die Kette in eine kleine Flasche mit etwas warmem Wasser, setze etwas geschabte Seife und Kalkpulver hinzu und schüttle dann die Flasche eine Minute lang tüchtig. Dann nimmt man die Kette heraus, wäscht sie in reinem Wasser und trocknet sie ab. Sie wird dann einen schönen Glanz zeigen.

Arbeitskorb.

Eigene Arbeit macht doppelte Freude.

Schürzen für Kinder von 2-4 Jahren. (Siehe Abbildung 1 und 2, zu Nr. 2 außerdem noch das nebststehende Kreuzstichmuster.) — Die Schürze, Abb. 1 besteht aus weißem Batist mit reicher Säumdengarnitur an Kasse und Hümpf, der vorn in drei Querspalten, hinten in kleine Fältchen geordnet ist. Der Armelbolant ist aus breiter Stiderei bordüre, der Halsauschnitt ist mit schmaler Stiderei besetzt. — Die Abb. 2 ist aus weißem Batist gearbeitet. Stiderei aus schmaler Stiderei spige dient zur Kasse, Stiderei bordüre zum Armelbolant. Der Hümpf ist vorn in drei breite, mit einem Kreuzstichmuster besetzte Querspalten gelegt, hinten eingekräuselt der Kasse angelegt. Zwei schmale Säumdchen über dem unteren Schürzensaum.

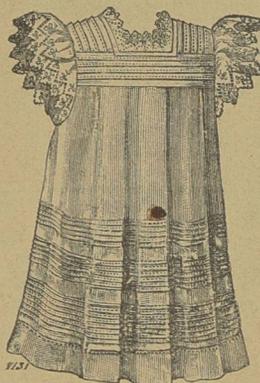
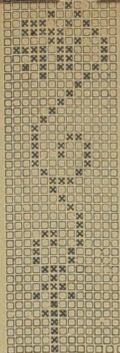
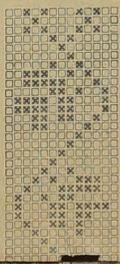


Abb. 1 und 2. Schürzen für Kinder von 2-4 Jahren. (Zu Abb. 2 obenstehendes Kreuzstichmuster.)



Humor und Rätsel.

Derier-Bild.



Der Rittersmann steht ganz erschreckt,
Er hat soeben sein Weibchen entdeckt.
Nun sollt ihr suchen! wo ist sie versteckt?

Von dem Werte des Kommas legt folgendes Geschichtchen Zeugnis ab: Ein Schulinspektor erschien bei dem Bürgermeister einer kleinen Stadt und bat diesen, ihn auf einer Inspektions-tour durch die Schulen zu begleiten. Der Bürgermeister war schlechter Laune und, während er in das andere Zimmer trat, um sich ein Glaschen zu machen, hörte der Schulinspektor ihn vor sich hindröhnen: „Möchte wissen, was der Esel hier schon wieder will.“ Der Inspektor sagte nichts, sondern wartete den geeigneten Moment ab und begab sich mit dem Bürgermeister auf die Tour. In der ersten Schule wünschte er die Fortschritte der Schüler in der Interpunktion zu sehen. „Wir fragen nicht viel nach dem Komma und solchen Kleinigkeiten“, brummte der Bürgermeister. Der Schulinspektor schickte den Knaben an die Wandtafel und befahl ihm zu schreiben: „Der Bürgermeister von Nitzbüttel sagt, der Inspektor sei ein Esel.“ Dann befahl er dem Schüler, das Komma zu versehen, indem er es hinter das Nitzbüttel setzen solle und ein zweites nach dem Worte „Inspektor“, worauf der Knabe schrieb: „Der Bürgermeister von Nitzbüttel, sagt der Inspektor, ist ein Esel.“ Wahrscheinlich änderte der Bürgermeister hierauf seine Ansicht über den Wert des Kommas und solcher Kleinigkeiten.

Aus der Kaserne. Hauptmann (vor der Vorstellung): „Also, wenn ihr morgen tüchtig zugreift, dann giebt's übungsfrei; wenn nicht, dann Freiübungen!“

Ein Hochsommergedanke. Ein glänzendes Beispiel für die amerikanische Betriebsamkeit und Fündigkeit liefert ein Farmer in Kansas, welcher einen Plan entworfen hat, wie die Sonntagsproduktion in den Vereinigten Staaten leicht zu verdoppeln wäre. Er schlägt nämlich dem Entomologen des landwirtschaftlichen Departements in Washington, Dr. Howard, in einem Schreiben vor, eine Kreuzung zwischen der Honigbiene und dem Leuchtfläfer anzubahnen, um die Biene in den Besitz eines Apparates zu setzen, der es ihr ermöglicht, auch bei Nacht zu arbeiten. Echt amerikanisch!

Moderne Welt. Mutter: „Jetzt bist du bereits zum vierten Male verlobt, Olga, nun wird's aber bald Zeit, daß du dich nach einem Manne umschaust!“

Standesbewußtsein. Heute Abend muß ich schon wieder in die Streit-Versammlung! Immer diese gesellschaftlichen Verpflichtungen.

Offenherzig. Tante: „Nun, Karlchen, hat's geschmeckt?“ — Karlchen: „Ach ja, Tante, manchmal ist's bei uns auch nicht besser, aber mehr giebt's immer.“

Zufuttimung. Junges Mädchen: „Glauben Sie auch, daß Willi mir bis zum Grabe treu bleiben wird?“ — Freund des Liebhabers: „O gewiß, wenn er gerade nichts Besseres vor hat!“

Der sparame Hausherr. Frau zum Mann (der mit dem Handspiegel am Fenster sitzt): „Die Zeiten werden schlecht, du mußt endlich daran denken, etwas sparamer zu wirtschaften.“

Der Mann: „Du siehst ja, Frauchen, daß ich schon dabei bin. Ich fange eben damit an, mir die Missetter abzugucken.“

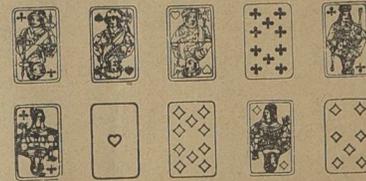
Staufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)
V, der Vorhand, verliert a-Handspiel auf folgende Karte:
a, b, cB, a10, K, D, cA; d10, D, 7.

Deutsch.



Französisch.



Er hätte das sichere d-Handspiel vorgezogen, aber M, der selbst ein b-Handspiel machen wollte, hatte bis o-Handspiel gereizt. Eine alte Statregel besagt, daß ein Solo herumgeht, wenn ein anderes Solo dagegensteht. So ist's auch hier. Trotz der anscheinend sehr günstigen Karte kommt der Spieler nur auf 46. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Rebus.



Abstrichrätsel.

Masche — Stütze — Wien — Feld — Bast.

Von jedem Wort ist die Hälfte der Buchstaben zu streichen, jedoch so, daß die stehengebliebenen Hälften aus nebeneinanderstehenden Buchstaben besteht. Die stehengebliebenen Wortteile bezeichnen im Zusammenhang ein Volksfest.

Zahlenquadrat.

•		•
	•	
•		•

In die 9 Felder nebenstehenden Quadrates sind 9 aufeinanderfolgende Zahlen derart einzutragen, daß die Summe jeder wagerechten, jeder senkrechten und jeder der beiden Diagonalreihen 45 ist.

Umstellrätsel.

Berlin, ChamoniX, Frankfurt, London, Magdeburg, Modena, Parma, Wiesbaden.

Die vorstehenden Ortsnamen sind so zu ordnen, daß der erste Buchstabe des ersten Wortes, der zweite des zweiten, der dritte des dritten usw. im Zusammenhang den Namen einer bekannten französischen Stadt ergeben.

Druckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellsch. m. b. H., Buchdruckerei, Götting, N.H. Verantw. Redakteur: Paul Schettler, Götting.



